



Dieser Artikel entstand 2010 nach dem Überfall der israelischen Marine auf den Hilfskonvoi „Gaza Freedom Flotilla“, die mit Hilfsgütern für die Gaza-Bevölkerung – und gegen die Blockade des Gazastreifens durch Israel – unterwegs im Mittelmeer war. Der israelische Friedensaktivist Uri Avnery hat im August 2010 diesen Artikel in englischer Version auf den Internetseiten von „Gush Shalom“ veröffentlicht

Der Tod des David

Sie haben David getötet. Ich sehe ihn, wie er da lachend und krächzend im Gras herumtollt, zwei Jahre alt, sehe seine blauen Augen, wie er, Opa rufend, auf mich zuläuft. Wie er mich bei der Hand nimmt, unverständliche Worte brabbelnd, und so fröhlich. David, mein Enkel. Er heißt so, weil mein Sohn und seine Frau meinten, das sei ein schöner Name, ein historischer Name, ein Name für einen klugen, tapferen Jungen, für einen kleinen König. Sie haben seinen Namen getötet. Ich weiß nicht, ob ich ihn je wieder mit diesem Namen rufen werde.

David ist tot. Wie sie da, Ende Mai 2010, auf dieses Frachtschiff kamen, die griechisch-schwedische „Eleftheri Mesogeios“ mit 1400 Tonnen Hilfsgütern für Gaza, achtzig Meilen von der israelischen Küste entfernt, in internationalen Gewässern, 19- oder 20-jährige junge Menschen, halbe Kinder, ver mummt bis hinter die Ohren, waffenstarrend, wie für den „letzten Tag“ gerüstet, in den Augen jene furchterregende Mischung aus Angst, Unsicherheit und dem gleichzeitigen Willen, alles zu vernichten, was sich nur gegen sie regt. Da fing David an zu sterben.

Wie sie Menschen, die ihnen gewaltfrei gegenüber traten, aus kürzester Entfernung mit ihren modernen elektronischen Schusswaffen über den Haufen knallten; wie sie jene griechischen Passagiere auf dem Schiff brutal an den Füßen über das Deck zogen, über scharfkantige Treppen, Rohre und Stützen, nur weil sie ihre Ausweispapiere nicht herausgeben wollten; wie sie diesen Juden aus Schweden blutig schlugen, der sie frech in Hebräisch ansprach. Wie sie sich in unseren Betten lümmelten, während wir zusammengepfercht an Bord, unter brennender Sonne und nur mühsam mit einer Plane geschützt, elf Stunden verharren mussten; wie Soldatin Nr. 23 immer wieder mit ihrem kleinen Camcorder Filmaufnahmen für den gemütlichen Abend in der Familie machte, so sehr wir auch protestierten. David starb langsam, der Mutige.

Wie sie unser gesamtes Gepäck nahmen, ohne es zu kennzeichnen, einfach verschwinden ließen, wie sie uns ausraubten, komplett: Computer, Mobiltelefone, Kameras, Bargeld. Kreditkarten, Führerscheine, Hausschlüssel, Jacken, Schuhe, gebrauchte Unterhosen, einfach alles. Und wie sie uns anlogen, immer wieder, an jeder Station, zu der sie uns brachten. Und sagten, wir sollten uns um unser Gepäck keine Sorgen machen. Und am Ende fehlten allein den siebzig entführten Journalisten Ausrüstung und Filmmaterial im Wert von einer Million Euro.

Wie sie uns öffentlich vorführten im Hafen von Ashdod, mit Plastikbändern gefesselt, menschliche Trophäen im Medienkrieg, inszeniertes Triumphtheater live für das TV-Abendprogramm, uns demütigten, uns an den Armen zerrten, uns befahlen, nackt ausziehen, und dann, mit Gummihandschuhen versehen, die Geschlechtsteile abtasteten. Wie sie jenen alten griechischen Professor malträtierten, ihm das Bein brachen, weil er sich weigerte, Fingerabdrücke abzugeben. Und wie sie Paul, den Amerikaner, blau schlugen, am ganzen Körper, und sich dann zu mehreren auf den am Boden krümmenden Mann warfen, als müssten sie eine Bestie zähmen.

Wie sie lachten, als ich sagte, ich sei Journalist, Reporter für die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“, hier: mein internationaler Presseausweis, und ich sei von ihrer Armee gekidnappt worden. Wie sie mir ihr zynisches Papier unter die Nase hielten, Produkt einer kafkaesken Bürokratie, ich solle unterschreiben, weil ich illegal in Israel eingereist sei. Wie sie im Brustton der Überzeugung sagten, hier würde nur jeder seine Pflicht tun und Befehle befolgen. Und mich



verständnislos anstarrten, als ich darauf hinwies, Pflicht und Befehlsgehorsam seien in meinem Land vor siebzig Jahren auch eine beliebte und „effektive“ Tugend gewesen. Da verstärkte sich der Todeskampf von David, dem Tapferen.

David starb ohne Würde. Wie sie uns immer wieder fotografierten und filmten, als ob Israel ein einziger uniformierter Film- und Fotoclub sei. Wie sie uns in stickigen Gefängnis transportern Stunden warten ließen, uns behandelten, als seien wir Schwere kriminelle, uns schikanierten, und dann im Hochsicherheitstrakt von Be'er Sheva ihrem unverschämten Machtgehabe freien Lauf ließen und behaupteten, wir seien „Gäste“. Und dabei sichernd nach hinten schauten, wo die Schlägerkommandos des Gefängnisses schon bereitstanden. Wie sie manchen Gefangenen Wasser verweigerten, ebenso Medikamente, oder einfach „vergaßen“, Besteck auszugeben, und so Gefangene zwangen, mit den Händen zu essen. Wie sie, schon auf dem Flughafen, kurz vor der Abschiebung, manchen den Gang zur Toilette verweigerten; und wie sie in infamer Weise, reihum grinsend, jenem tschechischen Presse-Fotografen in seiner Notlage rieten, einfach in die Hose zu urinieren.

Wie sie in selbstgerechter Arroganz zu uns sprachen. Wie sie uns immer wieder drohten, wir sollten ja ihre Lügenpapiere unterschreiben, andernfalls kämen wir für längere Zeit in Haft. So starb David der Ehrliche. Wie sie in schäbiger Absicht, uns zu täuschen, oder auch nur, um ihre Verachtung zu zeigen, heimlich unsere Reisetaschen öffneten, den Inhalt behielten und stattdessen stinkende Lumpen, Müll und schmutzige Textilien hineinstopften, und uns das alles als unsere persönliche Habe präsentierten. Wie sie mir dann später, im Auftrag der israelischen Botschaft in Berlin, in aller Dreistigkeit mitteilten, ich solle doch in der Türkei nach meinem Gepäck suchen. Da hatte David schon für immer die Augen geschlossen.

Sie töteten den David in mir. Den kleinen Jungen, der als Sechsjähriger, Anfang der 1950er Jahre, Mazze aß, die seine Mutter von der Arbeit mitbrachte. Von einem jüdischen Rechtsanwalt aus Frankfurt, Rechtsanwalt Fraenkel, der in Wiedergutmachungsprozessen für jüdische Opfer vor Gericht agierte, und der meine Mutter, Sekretärin bei Gericht, so sympathisch fand, dass er meinem Bruder und mir zu Weihnachten Geschenke schickte.

Er ist nicht mehr, David der Gerechte, aber vielleicht hat es ihn ja auch niemals gegeben, den „König der Juden“, zumindest nicht so, wie er uns schon immer als Lichtgestalt der Geschichte vorgeführt wird. Vielleicht ist er ja nur die Fata Morgana eines speziellen jüdisch-israelischen Geschichtsbewusstseins, das zwischen Selbstfindung und Selbstbetrug nicht mehr zu unterscheiden weiß. David, das Produkt einer Lebenslüge, die nur das eigene Leiden kennt, und jenes Elend, was Israel als „jüdischer Staat“ selber anrichtet, noch lautstark verhöhnt.

Mein Enkel David jedenfalls, dieser fröhliche kleine Geselle, wird nicht so bald wissen, was mit seinem Namen auch verbunden ist. Er sitzt gerade in seinem Planschbecken und spielt „Schiffchen auf dem großen Meer“. Er hat Glück, denn seine Mutter hat für ihn, wie alle Mütter das tun, einen zärtlichen Rufnamen erfunden: „Bini“. Bini, das klingt positiv, unbelastet. Es klingt wie „bene“ – gut, ein Wort das ich von meinem wortkargen italienischen Großvater Giovanni kenne.

Ich glaube, ich werde ihn Bini nennen. David ist tot, Bini ist gut.

Heidelberg, August 2010